

## **Erwacht aus einem Traum. Über Andreas Mühe**

*Von Jana Hensel*

Jana Hensel Eigentlich wollte Andreas Mühe nicht, dass ich diesen Text für den Katalog seiner ersten musealen Ausstellung schreibe. Es war die Idee seines Galeristen und der musste bei Andreas Mühe ein bisschen mehr Überzeugungsarbeit leisten als üblich. Mühe blieb erst einmal dagegen. Das hat mir Lars Dittrich, also der Galerist, später einmal im Vertrauen gesagt, und ebenso vertraulich gebe ich diese Information nun an Sie weiter. Aber bitte, behalten Sie das für sich. Bitte gehen Sie sorgsam nicht nur mit dieser Information, sondern auch mit allen folgenden um. Das meine ich ernst. Es geht hier um ein Leben. Mehr hat ein Mensch nicht. Das Leben von Andreas Mühe. Wie schreibt man über jemanden, den man nicht kennt? Und den man in einer Art Crash-Kurs kennenlernt, weil man ihn nun einmal kennenlernen soll, muss? Das mag für den Leser sicher eine sehr nebensächliche, mehr noch, eine ziemlich banale Frage sein. So ist das Geschäft der Journalisten halt, werden Sie einwenden. Aber man betritt vermintes Gelände. Man tritt in das Leben eines Menschen, buhlt um Vertrauen und versucht seine Seele vielleicht, hoffentlich, höchstens für ein paar Nanosekunden zu öffnen. Ich schreibe das, weil viele Journalisten gern so tun, als gelänge ihnen das im Schlaf.

Bei einem wie Andreas Mühe wird einem dieses Spiel, das in Wahrheit ein knallhartes Geschäft ist, mehr als sonst bewusst. Denn den jungen Mann darf man sich als einen scheuen, ja vielleicht sogar ängstlichen Menschen vorstellen. Das mag man nicht glauben, weil Andreas Mühe die Klaviatur der Öffentlichkeit wie kaum einer seiner Generation beherrscht. Ist das die andere Seite seiner Verslossenheit? Aber man merkt, wenn er in all dem Gerede, dem ständigen, pausenlosen Gerede und Gequatsche, das einen heutzutage normalerweise umgibt, wenn Andreas Mühe im Gespräch einmal persönlich wird, er persönlich zu werden versucht, wenn er beginnt, über sich, seine Arbeit und seine Familie zu sprechen: Es bleibt ihm selbst dann noch unangenehm. Und so spricht er wie jemand, der solche Ich-Sätze weit von sich weghalten kann. Als sei er in der Lage, über sich als einen anderen zu sprechen. Oder: als spräche da ein anderer über einen selbst. Es gibt ein Bild von Andreas Mühe, das anders ist als die anderen und doch mit den übrigen in eine Art geheime Zwiesprache tritt. Es ist das vielleicht konsequenteste Selbstporträt, das er bisher gemacht hat. Darauf ist ein alter Volvo zu sehen - Andreas Mühes erstes eigenes Auto -, dessen Scheinwerfer einen schmalen Streifen Licht in einen dunklen Wald werfen. Auf dem Nummernschild steht B-AM 3100. „Ich bin halt ein Proll“, kommentiert er dieses zugegeben etwas peinliche Kennzeichen. Dieses Bild ist Andreas Mühe passiert, als er 27 Jahre alt war. Es war das Leben, das echte, das ihn an diese Stelle, in diesen Wald und vor diese Bäume geführt hat. Zufällig

ein Jahr später, so ziemlich genau zufällig 52 Wochen danach, fährt er noch einmal an diesen Ort zurück und inszeniert dieses Bild, das eigentlich ein Vorfall, eine Zäsur war, noch einmal in der ihm gewohnten Weise. Streng, genau, diszipliniert und doch melancholisch. Künstlich beinahe, wie eine Sequenz aus einem Film. Als ließe sich auf Fotografien bannen, was man im Leben nicht unter Kontrolle bekommt. Ordnung schaffen, nachträglich. An jenem Abend im Frühjahr des Jahres 2007 hat Andreas Mühe erfahren, dass das Leben seines Vaters zu Ende geht. Dass es sehr schnell, sehr bald schon aufhören wird zu existieren. Wie mag es einem gehen, der erfährt, dass ihn sein Vater nun endgültig verlassen wird? Ein Vater, der schon im Leben mehr abwesend als anwesend war. Ein Auto, ein Wald, ein schmaler Streifen aus Licht, schwarze Bäume. Kein Mond.

Immer, wenn ich Andreas Mühe getroffen habe, im Café, in seinem Atelier - von dem er mir per SMS ein Foto schickt, damit ich es besser finde, und dazu schreibt: „zwischen dem alten Lenin und dem Strausberger Platz“-, wieder in einem Café, trug er stets eine große Mappe mit seinen Fotografien unter dem Arm. Wie ein Ritter sein Schild. In der Hand seinen Blackberry und die Autoschlüssel, das Hemd halb in der Hose, halb darüber. Junge Leute sind heute so unterwegs. Immer auf dem Sprung, unterwegs, auf Reisen, wenngleich oft am selben Ort. Irgendwie, irgendwo, irgendwann. Richtung Unendlichkeit, erwacht aus einem Traum. Wer ist Andreas Mühe? Bereits der erste Eintrag in seiner Biografie ist eine Irritation. Born in 1979 in what used to be Karl-Marx-Stadt. In Berlin spricht man heute halt Englisch. Was wird wohl einer, der die DDR nicht kannte, der aus, sagen wir mal, New York kommt, mit so einer Information anfangen? Es bleibt für ihn wahrscheinlich nur die Irritation. Da stammt einer aus einer Stadt, die heute nicht mehr so heißt wie noch gerade eben. Nun gut. Aber warum besteht Andreas Mühe auf diesem Namen, den seine Geburtsstadt selbst so flugs abgelegt hat, als handele es sich um einen alten Sommermantel? Mühe zieht Linien, unsichtbar, sichtbar, sie reichen bis ins Heute.

In Karl-Marx-Stadt selbst wohnt er nicht lange. Seine Mutter Annegret Hahn wird als Dramaturgin, da ist er ein Jahre alt, an der Berliner Volksbühne zu arbeiten beginnen. Andreas bleibt mit seinem Vater Ulrich Mühe und später mit dem Bruder Konrad, der zwei Jahre nach ihm geboren wird, erst einmal in Karl-Marx-Stadt. Dann zieht die Familie nach Berlin. In Schöneweide, einem Arbeiterbezirk, wie Andreas Mühe den Ostberliner Stadtteil nennt, wohnt man nur noch zu dritt, ohne den Vater. In den Jahren, die folgen, sieht der Sohn ihn kaum. In Schöneweide kommt Andreas Mühe in die Schule. „In die POS Arkadi Gaidar“, sagt er und lacht. Wenn er an diese Zeit denkt, fällt ihm zuerst der Heimatkunde-unterricht ein. Dort bekam ein Kind in der Unterstufe, wie es früher hieß, beigebracht, wie ein gesellschaftliches Leben im Sozialismus aufgebaut ist. Das hat den Jungen interessiert, in diesem Fach ist er gut, und noch

heute weiß er, was man ihn dort gelehrt hat: Kabelwerk Oberspree; die Druckerei der NVA; Lacufa. In diesem Unterricht hat er gelernt, dass alles an seinem richtigen Platz ist, dass die Welt eine Ordnung hat und die Dinge in ihr eine Aufgabe. Das verstehen selbst Kinder, oder: das verstehen vor allem Kinder. Sie sind geradezu gierig nach solchen Vereinfachungen. Das Leben soll in ihren Augen wie ein Setzkasten sein, wohl gegliedert und überschaubar.

Mit der Übersicht in seinem eigenen Leben dagegen ist es erst einmal vorbei. In den nächsten Jahren zieht die dreiköpfige Familie ständig um. Hamburg, Berlin, Brandenburg an der Havel. Als die Mutter schließlich die Dramaturgie am Stralsunder Theater übernimmt, reicht es Andreas und Konrad und sie entschließen sich, allein mit der Kinderfrau in Berlin zu bleiben. Irgendwann setzen die Jungs selbst die noch vor die Tür und leben fortan so ziemlich auf sich allein gestellt. Etwas, das man heute nicht mehr versteht. Etwas, das heute kein Mensch mehr machen würde. Aber damals war das so. Und es war gut, dass es damals so sein konnte. An dieses Unterwegssein bleiben im Kopf von Andreas Mühe nur Fetzen der Erinnerung: In Hamburg wird er von türkischen Mitschülern in eine Mülltonne gesteckt; am Kollwitzplatz raucht er den ersten Joint; auf dem Pankower Gymnasium, auf das er kurz geht, versammeln sich die höheren Söhne und Töchter des ehemaligen Ost-Berlin. Nie hat Andreas denen gesagt, wer sein Vater ist. Ihre Abgehobenheit, er hat sie gehasst. Aber auch das bleibt nicht mehr als eine Episode. Dauernd wechselt er die Schule. Mal, weil er umzieht, mal bleibt er sitzen, mal fliegt er, weil er zu viel schwänzt und die Schule sowieso hasst. Jetzt, wo die Zeiten oberflächlich betrachtet wieder ruhiger sind, könnte er diese Jugend im Nachhinein als eine rebellische verkaufen. Er könnte sich daraus ein herbes, raues Image schustern. Die Medien haben so etwas bekanntlich gern. Mühe, der Künstlersohn, ein auf die schiefe Bahn Geratener, könnte es heißen. Im Westen würde man das wahrscheinlich so machen. Aber der Familienmensch Andreas Mühe verzichtet darauf. Er wird noch nicht einmal darüber nachgedacht haben, dass er seine Jugend auch auf diese Art erzählen könnte.

Im Osten der Nachwendezeit aber ist dieser Gang der Dinge in einem fast erschreckenden Ausmaß normal gewesen. Das Chaos kam von außen, nicht von innen. Man konnte allenfalls darauf reagieren. Wir alle haben die Schule geschwänzt, wir alle haben unsere Lehrer nicht ernst genommen, unsere Eltern kaum gesehen. So stark waren sie mit dem beschäftigt, was im Nachhinein als Ankommen in der neuen Zeit ziemlich schön geredet wird. In Wahrheit haben wir damals - in jenen Jahren, die im Windschatten des großen Ereignisses von 1989 liegen und gern vergessen werden -, in Wahrheit haben wir genau da unseren Glauben verloren. An alles und jeden. Die Welt war aus ihren Angeln, aus ihrer Ordnung gerutscht, kein Stein blieb auf dem anderen. Wer wollte da noch kommen und uns was erzählen?

„Wir hatten Sex in den Trümmern und träumten“ – an diese Songzeile der Hamburger Band Die Sterne muss ich immer denken, wenn ich mich an jene Jahre erinnere. Der Leipziger Schriftsteller Clemens Meyer, zwei Jahre älter als Andreas Mühe, hat diesen Zustand, dieses Chaos wie kein anderer in seinem Debütroman beschrieben. Und erst in diesem Augenblick fällt mir auf, wie die Worte, die wir für diese Zeit wählen, sich gleichen. Meyers Roman trägt den Titel „Als wir träumten“. Was von damals geblieben ist, kann man heute noch nicht sagen. Der Umbruch liegt ja gerade einmal ein paar Tage zurück. Ein Misstrauen gegenüber Autoritäten, soviel weiß ich schon jetzt, das stammt aus dieser Zeit. Ein Misstrauen, das tief sitzt. Unsere Generation hat auf zwei Arten auf diesen Umbruch reagiert:

Die einen sind losgelaufen, sie rennen förmlich und rennen und rennen, die anderen sind stehengeblieben. Sie haben das Gleichmaß ihrer Schritte noch nicht wiedergefunden.

Andreas Mühe gehört ohne Zweifel zur ersten Gruppe. Wenn Sie mich fragen, was aus diesen Jahren noch heute in den Bildern von Andreas Mühe zu finden ist, dann würde ich sagen: „Alles! Schauen Sie doch nur einmal genau hin!“ Aber vielleicht ist das übertrieben, ich bin selbst ein Kind dieser Zeit und daher wenig neutral. „Vieles“, das ist wahrscheinlich die richtigere Antwort.

Mühes kalte Ästhetik: Sie entstammt für mich aus der Abgefuecktheit dieser Jugendtage. Die Abgebrühtheit und Coolness haben wir uns damals zugelegt, um nicht unter die Räder zu kommen. Sie war die äußere Hülle einer Illusion, nämlich der, dass wir schon früher als andere erwachsen gewesen wären.

Mühes Melancholie: Sie lässt diese kalte Ästhetik nie wirklich kalt erscheinen. Sie gibt ihr einen Schuss Menschlichkeit zurück. Und sie rührt aus dem Gefühl der Vergeblichkeit und auch der Vergänglichkeit, die über jenen Jahren lag. Sie erinnern sich, kein Stein blieb auf dem anderen. Mühes Klarheit, sein Sinn für Struktur: Hier findet sich eine Antwort auf seine Suche nach Ordnung, nach Übersicht. Die Faszination für Ordnung empfindet nur der, der das Chaos kennt. Dem das Chaos näher ist als die Ordnung.

Mühes Menschenbild: Die Figuren auf seinen Bildern sind immer klein. Sie werden von dem Raum, in dem sie sich befinden, und dieser Raum kann auch eine Landschaft sein, immer auf sich selbst verwiesen. Selten dominieren sie die Situation, sie werden von ihr dominiert. Mitunter unterliegen sie auch. Das kann nur einer so empfinden, der seinen Glauben verloren hat.

Mühes überraschend klare Autorschaft: Kaum ein Fotograf seiner Generation hat bereits in so jungen Jahren eine so klare Handschrift entwickelt wie er. Ein zutiefst originäres Werk.

Mühe kommt aus keiner Schule, er stellt sich in keine Tradition. Er steht ganz für sich allein, will ganz autark für sich selber stehen. Vielleicht ist das eine Reaktion auf den Autoritätsverlust, den ich meine. Das einzige Kontinuum in seinem Leben ist der Bauernhof der Großeltern in der Uckermark. Dort verbringen die Kinder die Ferien, oft vom ersten bis zum letzten freien Tag. Immer noch fährt Andreas, wann immer er kann, dorthin. In seiner Kindheit haben sich der Großvater, der heute nicht mehr lebt, und die Tante um die Jungs gekümmert. Der Großvater hat ihnen Geschichten erzählt, von der Zeit vor dem Krieg, vom Krieg und den Jahren danach. Wie er als Soldat im Zweiten Weltkrieg in Gefangenschaft geriet; wie seine Eltern sich auf dem Hof das Leben nahmen, kurz bevor die Russen in Gramzow ankamen; wie es nach dem Krieg auf dem Vierseitenhof weiter ging. Er erzählte diese Geschichten, wenn er mit den Kindern Mühle spielte oder Kartoffeln aus der Erde holte. Andreas' Freunde im Dorf kommen auch aus den großen Städten. Sie sind auf dem Land auch nur zu Gast. Und sie stellen gemeinsam an, was man in dem Alter halt so anstellt. Buden bauen, Pfeil und Bogen schnitzen, Zigaretten rauchen, Seile über Straßen spannen, Boote klauen. Einmal legt sich ein Mopedfahrer auf dem Kopfsteinpflaster quer, als er über eines der Hindernisse fährt, das die Jungs ausgelegt haben. Es gibt einen Unfall und ordentlich Rummel. Die Jungs aber bleiben im Straßengraben liegen. Erschrocken über ihre eigene Tat liegen sie dort, so will es Andreas erinnern, stundenlang, mit dem Gesicht auf den Boden. Sie stehen erst dann wieder auf, als sich die Aufregung gelegt hat.

Die Ansichten dieser Landschaft finden sich in seinen Bildern wieder. Da gibt es die Fotografien alter Ställe und LPG-Anlagen, da sind die von Bäumen fast gänzlich zugewachsenen Häuser. „Die Kinder von Golzow“, jenes endlos lange Filmprojekt, das die Einwohner eines Mecklenburger Dorfes über Generationen verfolgt hat, gehört zu den Lieblingsfilmen von Andreas Mühe. Er antwortet darauf in seinen Bildern. Es mag für manchen Betrachter irritierend sein, dass auf den Arbeiten von Andreas Mühe nur selten Frauen zu sehen sind. In den meisten Fällen werden junge, asketische Männer abgebildet, ihre Gesichter und Körper, viel Haut. Eine homoerotische Motivation dahinter zu vermuten, führt jedoch in die falsche Richtung. Vielmehr tauchen hier erneut die Gesichter aus Mühes Jugend auf. Seine Jungs, seine Kumpels, das war seine Familie, sie waren seine ersten Motive. Bergeweise besitzt er noch heute Kontaktstreifen mit Bildern aus jener Zeit. Dauernd und überall hat er die Jungs fotografiert. Mit Bierflaschen und Kippen, auf Parties, auf Feldern, in Wohnungen, auf den Straßen von Berlin. Auf diesen Bildern stehen die Menschen, seine Freunde, noch ganz im Mittelpunkt, sind noch nicht an die Seite gerückt, an den Rand gerutscht.

Auch von dem Licht auf seinen Arbeiten muss unbedingt die Rede sein. Es ist ein Theaterlicht, das Andreas Mühe verwendet.

Darüber ist oft geschrieben worden. Wie ein Bühnenbildner setzt er es ein. Und wen will das ernsthaft wundern, bei diesem Vater, aber mehr noch bei dieser Mutter. Dauernd saßen Andreas und sein Bruder in einem Theatersaal, dauernd schauten sie sich die Arbeiten ihrer Eltern an, mussten sie sie sich anschauen. Achteinhalb Stunden „Hamlet“ im Deutschen Theater, da war Andreas elf, Konrad acht Jahre alt. Wenn es ihnen langweilig wurde, schliefen sie ein und wachten wieder auf, um weiterzugucken. Eigentlich schaut Andreas Mühe, wenn er mit seiner alten Kamera unterwegs ist und als einer der letzten analog fotografiert, eigentlich schaut er dabei noch immer wie ein Theaterregisseur auf die Bühne. Erst wenn er mit dem zufrieden ist, was er durch seinen Guckkasten sieht, drückt er auf den Auslöser.

Vieles erinnert ihn dabei an die Bühnenbild-Entwürfe für Stücke seiner Mutter, die überall, in allen Wohnungen herumstanden, mitunter zum unerlaubten Spielzeug der Kinder wurden und hernach verstaubten. In seinen Bildern wird diese Vergangenheit nun zur Gegenwart. Sie mischt sich mit neuen Einflüssen, neuen Erfahrungen. Es ist ein abgedroschenes Bild, aber Andreas Mühe ist wirklich ein Wanderer zwischen den Welten geworden. Auf der einen Seite steht seine Faszination für die Schönen und Reichen, die Einflussreichen und Mächtigen; auf der anderen Seite folgt er jenen Linien, die sich aus seiner Vergangenheit bis ins Heute ziehen. Andreas Mühe vermischt beides miteinander. Auf gute Art. Und er macht damit etwas, was viele Ostdeutsche noch immer nicht tun: Andreas Mühe erzählt, wie er aus einem Traum aufgewacht ist. Er findet nicht alles schlecht, was er im Jetzt und Heute vorfindet, mehr noch, er bewegt sich in der Gegenwart beinahe wie ein Fisch im Wasser. Dass er sich mitunter dennoch fremd in ihr fühlt, sieht nur, wer das unbedingt sehen will. Ihn selbst wird es nicht stören, denn er hat seine Sprache gefunden, wiedergefunden. Andreas Mühe hat zu sprechen begonnen. Ich bin sehr gespannt, was er uns als nächstes erzählen wird.